

Seiner krummen Wege gehen

Spuren von Gebrechlichkeit in Kunst und Leben von Menschen mit Demenz

Wenn Frau Sch zum Malen kommt, da kann einem angst und bange werden. So schräg nach vorne und zur Seite gebeugt schwankt sie über den Flur, dass ich immer befürchte, dass jeder nächste Schritt sie zu Fall bringen könnte. Aber heil erreicht sie ihren Platz, lässt sich in den Stuhl fallen und macht sich sogleich ans Malen. Mit der gleichen Gelassenheit, mit der sie eben durch den Flur trudelte, geht sie nun ihrer gebrechlichen Wege im Bild. Ich seufze auf. Sie selbst aber scheint gar nicht bemerkt zu haben, wie knapp das wieder mal war.

Ganz aus der Luft gegriffen sind meine Befürchtungen nicht. Da ist Frau E, die sich bei einem Sturz den rechten Arm gebrochen hat. Nun wird sie im Rollstuhl zur Malgruppe gebracht.

Der Arm, mit dem sie zu malen gewohnt ist, liegt auf der Stuhllehne wie ein schweres Ding, Aber sie ergreift den Pinsel mit der linken Hand, lässt in der vertrauten Weise ihre Flecken übers Blatt kreisen, reibt sie in das Papier, bis es aufweicht, reißt und Löcher bekommt. So zart sie selbst erscheint, so eindringlich, beinahe gewaltsam kraftvoll malt sie auch noch mit links. Und wie schon Frau Sch verliert auch sie über ihre Einschränkung keinen Ton. Da ist kein Anzeichen von Wehleidigkeit oder irgendeiner Klage. Nur Ausdruckskraft.

Frau R hat einen starken Tremor. Sie ist damit nicht die einzige im Kreis der Malenden.

Sobald sie die Hände gebrauchen will, machen ihr diese einen zitternden Strich durch die Rechnung. Sie greift den Stift, der in ihrer Hand wackelt wie ein kleines Rührgerät, und ruft: „Schau – ich kann das nicht! Es geht einfach nicht!“ Was soll ich sagen? Angesichts dieser Evidenz gibt es keinen sinnvollen Widerspruch. Schon gar keinen Trost. Gerade Linien sind ihr nicht möglich. Dennoch zeichnet sie! Immer wieder greift sie zum Bleistift, zeichnet Haus und Baum und erzählt lebhaft von ihrem Elternhaus und dem Kirschbaum, auf den sie mit ihren drei Schwestern gestiegen sei, und von dem Teich im Garten, in dem sie schwimmen gelernt habe. Und bemerkt erstaunt: ‚Es ist komisch. Aber immer, wenn ich male, bin ich zu Hause.‘ So vermag noch das zittrigste Bild eine sichere Brücke vom Hier und Jetzt in ein Dort und Einst zu schlagen.

Drei Menschen, die mit den Gebrechlichkeiten ihres Alters ihrer Wege gehen – in Raum und Bild. Sie stehen für die meisten, mit denen ich male. Kaum etwas an ihren Körpern ist noch optimal. Rücken sind krumm, Augen vernebelt, Gehör in weite Ferne gerückt. Und natürlich immer wieder zitternde Hände. Da bebt und wankt es und alles ist schwerfällig. Vor allem in

sogenannten beschützenden Einrichtungen. Da wird geschlichen, gestolpert, geruckelt und gestrauchelt. Da trudelt Frau W bereits das zehnte Mal den Flur entlang, grüßt mich wieder und wieder höflich, als wäre es das erste Mal und geht geschäftig weiter. Wohin? Ich weiß nicht, wohin es sie treibt. Aber auch sie geht ihrer Wege.

Ich mag diesen Ausdruck: ‚Seiner Wege gehen‘. Das heißt ja nicht nur, einen Weg auf ein Ziel hin zurück zu legen, sondern einen Weg auf seine Art zurück zu legen.

Der Wege sind in beschützenden Einrichtungen wenige. Ein paar Flure, ein überschaubares Einerlei, ohne Ziel. Wege und Flure bleiben ja die immer gleichen. Sie erstrecken sich von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr in ermüdender Gleichheit. Das immer Gleiche aber ist das Befremdendste, was einem widerfahren kann als einem Wesen, das seiner Wege gehen will. Frau V kommt mir entgegen. Früher habe sie sehr schön gemalt, jetzt aber ginge es nicht mehr. Denn man habe ihr fremde Augen eingesetzt. „Die da“ meinte sie, und zeigte auf ihre Augen „seien nicht ihre. Und deshalb könne sie nicht mehr richtig sehen.“

Frau V ist dement. Was man als eine altersbedingte Schwertsichtigkeit bezeichnen würde, erkennt sie nicht als zu ihr gehörig. Voller Wut empört sie sich über die fremden Augen, die einfach nichts taugen. Würde man ihr erklären wollen, dass sie hier, als alte und demente Frau zu ihrem eigenen Schutz lebt, würde sie diese Idee wild von sich weisen. Vielmehr beteuert sie immer, wie sportlich und agil sie sei, wieviel „Schwung“ sie immer gehabt habe. Es ist eines ihrer Lieblingsworte: „Schwung“. Sie sagt es nicht, sie ruft es. Und reißt dabei die Arme in die Luft. Und regelmäßig mündet ihre Stimme dann in ein jauchzendes Jodeln. Man spürt geradezu, wie sehr dieser Schwung sie durch ihr langes Leben getragen haben muss. Und vielleicht drückt sich in ihrem Fantasma einer Augentransplantation der Schrecken aus, den sie angesichts ihrer gegenwärtigen Lebenssituation durchleidet. Eine unbegreifliche alles erfassende Fremdheit, die sogar ihren Blick auf die Welt ergriffen hat. Was für eine Vorstellung! Über Nacht seiner Augen beraubt zu sein und fortan mit fremden Augen eine fremde Welt sehen zu müssen. Eine Welt, die sich selbst als eine versteht, ihre Bewohner davor zu bewahren, auf ihren Wegen verloren zu gehen.

Erinnern wir uns noch einmal an jenen anfangs geschilderten schwankenden Gang von Frau Sch. Ist dieser nicht auch in dem Sinne ihr eigener, weil er auch die Gefahr, sie möchte dabei zu Fall kommen, beinhaltet? Seiner Wege gehen, sei es noch so ungelenkt und unsicher, meint das nicht auch letztlich das Recht auf den eigenen Fall? Und wird nicht jemand, der

davor bewahrt wird und sich auf fremden Wegen bewegen muss, auch der Möglichkeit des eigenen Falles beraubt?

Der Fall – das meint ursprünglich eine der Schwerkraft unterworfenen Abwärtsbewegung. Um im Bilde zu bleiben: Wo man zu einem Fall von Demenz wird, da hat die schwere Kraft der Diagnose auf einen eingewirkt. Der von ihr Betroffene neigt sich, krümmt und beugt sich, bis er unter ihrer schweren Kraft ganz zu Fall kommt. Wenn der Fall beendet ist, dann liegt man am Boden. Man liegt als Fall vor. Man ist ein Fall von Demenz.

Eine Frau hatte anfangs eine eigene Beteiligung beim Malen mit den Worten abgelehnt: „Nee, nee, malen kann ich nicht. Das wird alles krumm und schief.“ Ich wandte damals ein, das würde mich gar nicht schrecken, wenn es ein bisschen schief würde. Und da stimmte sie lautstark zu: „Nein, ge? Das gehört doch zum normalen Menschen dazu!“

Hier wird in wenigen Worten eine Anthropologie skizziert, die darum weiß, dass der Mensch nicht zur Perfektion taugt. Auf die Körperhaltung bezogen: Der aufrechte Gang bildet nur eine von vielen Gangarten. Es gibt so viele andere. Krumme, schiefe, holprige.

Ein Maler in einer meiner Kunstgruppen hatte über viele Wochen ein Ahornblatt gezeichnet. Mit dem Pinsel zog er wieder und wieder die Konturen des Blattes nach. Dabei gelang es ihm nie, das Blatt fest auf dem Papier zu halten. Es verrutschte und kam immer wieder anders zu liegen. Aber er zog auch diese neuen Konturen nach. Dabei ergab sich nun nicht die eine richtige Kontur des Ahornblattes, sondern ein Geflecht aus sich treffenden und wieder einander verlierenden Linien. Weil er nicht mehr gut sehen konnte, tauchte er den Pinsel in die Farbnapfe, ohne zu wissen, welche Farbe er auswählte. Und weil er so gebrechlich war, war auch seine Pinselführung sehr zittrig. Das welkende Ahornblatt und seine welkenden Kräfte, sie gingen in diesen Wochen ein Stück gemeinsam ihrer Wege. Und so entstand Bild für Bild ein hauchzartes Gewebe aus Beharrlichkeit und Schwäche, in dem man sich wie in kleinen Labyrinthen aufs Schönste verlieren kann.



Abb 1 o.T. (Ahornblatt), Wasserfarbe und Stift auf Papier

Ein weiteres Bild. Auch dieses mit ganz wenigen Pinselstrichen gemalt.



Abb. 2: ist krumm geraden, Wasserfarbe und Stift auf Papier

Ein blauer Kreis, in seiner Mitte ein paar flüchtige braune und grüne Pinselstriche.

Unmittelbar neben diesem Kreis steht in Handschrift geschrieben: „ist krumm geraden“. Ein Rechtschreibfehler? Müsst es nicht heißen „geraten“?

Dieses Bild ist in einer Region angefertigt worden, wo die alten Frauen und Männern häufig noch ihren Dialekt sprechen. Harte Konsonanten werden hier etwas weicher, lässiger oder auch gar nicht artikuliert. Das hat auf die Orthografie abgefärbt. Das starke >t< wird gleichsam zu einem weichen >d< gekrümmt und erzeugt dabei jenes in sich gegensätzliche Wortspiel, dass da etwas „krumm geraden“ sei. Wobei die besagte Krümmung nun ganz plastisch wird. Denn das Schriftbild vom „geraden“ krümmt sich ins Bild hinein, um überhaupt erscheinen zu können.

Was aber ist es, dass auf solch ambivalente Weise „krumm geraden“ ist? Nun, es handelt sich um nichts weniger als die Welt selbst. Die Malerin hatte lachend bemerkt, dass ihr keine perfekte Kugel gelungen sei und den entsprechenden Kommentar für ihre mangelhafte Darstellung angebracht. So bietet sich folgendes Bild: Die Welt, ein blauer, unbeholfener Kreis, ist auf verwirrende Weise „krumm geraden“. Die Ambivalenz dieses Schrift-Bildes birgt eine humane Einsicht. Denn auf einer Welt, die ‚krumm geraden‘ ist, kann es keine einfach nur geraden Wege geben. Eine derart krumme Welt verpflichtet uns dazu, unserer krummen Wege zu gehen.

Oliver Schultz, Juli 2019